



Peter Eisenberg

Das Ende vor Augen?

Über das Erhalten des Deutschen als Wissenschaftssprache

Unter den zahlreichen Konferenzen, die in den vergangenen Jahren zum Thema ›Deutsch als Wissenschaftssprache‹ stattgefunden haben, schien die vom Januar 2011 an der Akademie für Politische Bildung in Tutzing (›Deutsch in der Wissenschaft‹) einen besonderen Rang einzunehmen. Im Internetauftritt der Akademie heißt es, die Konferenz habe »führende Köpfe aus Politik und Wissenschaft« zusammengeführt, unter ihnen Bundestagspräsident Lammers, Bundesjustizministerin Leutheusser-Schnarrenberger und Bundestagsvizepräsident Thierse. Man wurde sich einig, dass etwas geschehen müsse, und beschloss die Tagung mit einer ausführlichen Resolution zum Thema. Die Aussicht, dass praktische Schritte folgen würden, schien so gut wie selten zu sein, eben weil die Beteiligung an der Konferenz weit über die Wissenschaft oder gar die Sprachwissenschaft hinausging. Ein Fachvertreter formulierte damals: »Jetzt kommt Bewegung in die Sache.«

Wohin hat die Bewegung geführt, in welche Richtung geht sie? Es ist kaum möglich, darüber genaue Auskunft zu erhalten. Selbst wenn man vorsichtig nicht einfach feststellen möchte, es sei eigentlich wieder einmal nichts passiert: Ein Aufbruch bleibt schwer erkennbar, genauso schwer wie nach der großen Konferenz ›Deutsch in den Wissenschaften‹, die im November 2011 vom Institut für Deutsche Sprache, dem Goethe-Institut und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst in Essen veranstaltet wurde. Nach Auskunft der Veranstalter führte die Konferenz zu 614 Medienberichten mit einer Reichweite von 36,6 Millionen Rezipienten, aber wohl kaum zu praktischen Fortschritten in der Sache.

Nun wird niemand erwarten, dass plötzlich oder auch nur allmählich die Bereitschaft innerhalb der Wissenschaft wächst, mehr Deutsch zu verwenden, weil das auf Konferenzen gefordert wird. Zu vielfältig und schwerwiegend

sind persönliche wie institutionelle Gründe, die zur schnell fortschreitenden Verwendung des Englischen führen. Ebenso vielfältig sind andererseits die Aspekte, unter denen das Thema im öffentlichen und wissenschaftsinternen Diskurs erörtert wird, und man hat sich zu fragen, welche davon auf welche Weise überhaupt praktisch gewendet werden können. Was können wir mit dem angehäuften Wissen für die Stärkung des Deutschen als Wissenschaftssprache tun? Worin besteht dieses Wissen?

Mit hoher Professionalität wird der Verlust an internationaler Geltung des Deutschen als Wissenschaftssprache beschrieben. Der Verlust betrifft die meisten Disziplinen, für die das Deutsche einmal Weltgeltung besaß. In einer realistischen Bilanz hat Wolfgang Klein vor einiger Zeit in einem nicht veröffentlichten Vortragstext davon gesprochen, man habe, was die internationale Geltung betrifft, »das Ende vor Augen«. Wir wissen nicht nur das, sondern wir wissen auch genau, wann und wie es dazu gekommen ist, wie es dem Deutschen vergleichbaren Sprachen ergeht, was zum Aufstieg des Deutschen im 19. Jahrhundert beigetragen hat usw. Praktisch ergibt sich aus all dem kaum etwas. Es entsteht sogar der Eindruck, die Diskussion entwickle Züge einer Verselbstständigung. Man richtet sich darin ein.

In mancher Hinsicht ähnlich verläuft der Diskurs über Verwendungen des Deutschen innerhalb von Deutschland. Das fängt bei der akademischen Lehre an. In einer zunehmenden Zahl von Studiengängen dominiert das Englische, teilweise sogar deshalb, weil das für eine notwendige Harmonisierungsmaßnahme im Rahmen des Bologna-Prozesses gehalten wird. Man liest Berichte über groteske Zustände, etwa was Englisch in deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften, auf deutschen Tagungen ohne ausländische Beteiligung, im Alltags- und La-

borbetrieb von Instituten an deutschen Hochschulen und bei Beantragung von Drittmitteln betrifft. Zwar ist hier zu differenzieren. Geistes- und einige Sozialwissenschaften, Jurisprudenz und einige Kulturwissenschaften sind weniger betroffen als etwa Natur- und Wirtschaftswissenschaften. Im Grundsatz scheint aber kaum ein Bereich des Wissenschaftsbetriebes mehr vor einem Übergang zum Englischen sicher zu sein, auch wenn man ihn sofort als vorsehend ansehen möchte. Er ist dann nicht durch einen tatsächlich bestehenden Globalisierungsdruck erzwungen, sondern er folgt einem sich verselbstständigenden Ideologem, das treffend unter ›Globalismus‹ verbucht werden kann. Und wieder stellt sich die Frage: Was wird mit Anklagen erreicht? Welche Maßnahmen könnten eine Chance auf praktische Umsetzung haben?

Was die Sprache selbst betrifft, steht zweierlei im Vordergrund. Einmal geht es um Eigenschaften des Deutschen, mit denen konkret und plausibel gemacht wird, dass ein Wissenschaftler in seiner Muttersprache anders denkt als in einer Fremdsprache. Das umso mehr, wenn die Fremdsprache im restringierten Code einer Lingua franca auf ihn kommt. Dieser Diskurs wird intensiv geführt, seit sich das Deutsche im 18. Jahrhundert als Wissenschaftssprache vom Lateinischen und Französischen emanzipiert hat. Will man nicht unbedenken einer Art von Neo-Whorfianismus das Wort reden, dann kann man doch auf handfeste strukturelle Unterschiede zwischen den beteiligten Sprachen verweisen, die alles andere als ›kognitiv neutral‹ sind. So kann weder das Lateinische noch das Französische etwa bei der Bildung von Komposita oder von komplexen Verbstämmen mit dem Deutschen konkurrieren. Im Deutschen lassen sich mit solchen sprachlichen Mitteln Begriffsgebäude errichten, die durchsichtig, semantisch dicht und bei Bedarf an die Alltagssprache rückbindbar sind. Und was das Englische betrifft, weiß man längst, dass Deutsch nicht aus Pedanterie zu längeren Sätzen neigt, sondern weil es die logische Struktur komplexer Sätze durchsichtiger kodiert als das Englische. In den vergangenen Jahren ist, was die Spezifika des Deutschen als Wissenschaftssprache betrifft, viel Klarheit gewonnen worden. Es geht um Spezifika der Einzelsprache, nicht aber um eine umfassende vergleichende Bewertung von Sprachen.

Der zweite Aspekt des Sprachlichen betrifft den Zustand der Sprache im Sinne ihres Gesamtsystems. Wirkt sich



ein reduzierter Gebrauch langfristig auf das System aus? Müssen wir damit rechnen, dass unsere Sprache in einen oder anderen Sinn verarmt? Genannt werden in diesem Zusammenhang vor allem Wortbildung und Syntax. Ein Domänenverlust führt zwangsläufig dazu, dass es bestimmte Termini oder ganze Begriffsgebäude im Deutschen nicht mehr gibt und der Wortschatz etwa im Vergleich zu dem des Englischen Lücken aufweist. Eine Entwicklung in dieser Richtung lässt sich nicht bestreiten. Bestreiten lässt sich bisher noch, dass das Deutsche in einer absehbaren Zukunft die Fähigkeit verlieren wird, solche Begriffe zu bilden. Für eine derartige Befürchtung gibt es ebenso wenig Plausibilitäten oder gar Anzeichen wie für eine Verarmung der Syntax. Die immer wieder vorgetragene These vom Niedergang des Deutschen zur ›Freizeitsprache‹ ist aus sprachwissenschaftlicher Sicht absolut unbegründet.

Aus all dem ist nun keineswegs der Schluss zu ziehen, Anlass zur Sorge bestehe nicht. Es folgt aber beispielsweise, dass internationale Geltung bei Debatten über Deutsch als Wissenschaftssprache nicht im Vordergrund stehen sollte. Und auch umgekehrt folgt, dass ein Verlust an internationaler Geltung nicht zum Niedergang der Wissenschaftssprache führen muss. Schon die Blüte im 19. und frühen 20. Jahrhundert war ja nicht Folge einer Weltgeltung, sondern deren Voraussetzung.

Wie der Zusammenhang von Sprachgebrauch und Sprache im Sinne ihrer überhaupt vorhandenen, vom System her gegebenen Ausdrucksmöglichkeiten genau aussieht, wissen wir nur in Ansätzen. Dass er in Hinsicht auf langfristige Entwicklungen der Sprache besteht, darf trotzdem nicht bezweifelt werden. Ebenso wenig darf bezweifelt werden, dass die Verfügbarkeit der sprachlichen Mittel bei einer größeren Zahl von Benutzern notwendige Bedingung für ihr Überleben in bestimmten Domänen des Gebrauchs ist. So hilft es der Wissenschaftssprache unter Umständen wenig, wenn wir über eine weit ausgebaute Literatursprache verfügen, deren Ausdrucksmittel der Wissenschaft fremd geworden sind. Dazu nur ein eindrucksvolles Beispiel. In der Sowjetunion hat man das Russische als Sprache der Wissenschaften verbindlich gemacht. Das galt auch für die Teilrepublik Georgien, nur bestand dort die Verpflichtung, viele Qualifikationsarbeiten, darunter einen erheblichen Teil der Dissertationen, auch auf Georgisch vorzulegen. Nach der Wende stand



das Georgische – anders als manch andere Sprache auf dem Gebiet der Sowjetunion – sofort als Wissenschaftssprache zur Verfügung.

Praktikable Vorschläge, wie Deutsch als Wissenschaftssprache gestärkt werden kann, ohne dass damit ein Ruf nach nationalen Geltungsansprüchen mit der Folge internationaler Isolierung verbunden ist, gibt es durchaus. Einer dieser Vorschläge möchte erreichen, dass in der ersten Phase des Studiums an unseren Hochschulen generell die deutsche Sprache verwendet wird. Egal an welchem Typ von Hochschule und gleichgültig in welchem Fach, bis zum Bachelor-Examen, Vordiplom, Vorphysikum, bis zur Zwischenprüfung usw. wird die gesamte Lehre auf Deutsch abgewickelt.

In eine ähnliche Richtung geht etwa eine Empfehlung, die im November 2011 von der Mitgliederversammlung der Hochschulrektorenkonferenz ausgesprochen wurde: »Bei Studierenden grundständiger Studiengänge erscheint es sinnvoll, zunächst die Kompetenz im Deutschen zu stärken, um ein sicheres wissenschaftliches Agieren zu ermöglichen. [...] Grundständige Lehrveranstaltungen sollten daher in der Regel deutschsprachig sein, bei Bedarf allerdings die Rezeption englischsprachiger und sonstiger fremdsprachiger Literatur einschließen.« (www.hrk.de/de/beschluesse/109_6549.php)

Die Empfehlung geht weiter als der obige Vorschlag, insofern sie nicht von einer ersten Studienphase, sondern von grundständigen Studiengängen spricht. Über diesen Punkt wird sich bei ausführlicherer Erörterung des Für und Wider mit Sicherheit Einigkeit erzielen lassen. Die zitierte Passage ist Teil eines längeren Textes, der unterschiedliche Seiten einer Sprachpolitik behandelt, die unseren Hochschulen empfohlen und vorgeschlagen wird. Es finden sich ausführliche Begründungen, dazu Aussagen über mögliche Folgen einzelner Maßnahmen. Die Berufung auf eine Einzelmaßnahme bleibt deshalb sicher problematisch. Ich möchte trotzdem versuchen, die Reichweite dieser Einzelmaßnahme zu kommentieren, weil sie eben nicht nur dem Zweck dienen würde, bei jungen Studierenden »ein sicheres wissenschaftliches Agieren zu ermöglichen«.

Was also würde die Maßnahme bedeuten, was wären ihre unmittelbaren Folgen?

- Für Muttersprachler wird der Einstieg ins Studium erleichtert.
- Alle Dozenten haben Anlass, die Internationalität ihrer Disziplin und ihrer persönlichen wissenschaftlichen Arbeit an das Deutsche rückzubinden.
- Studierende mit anderer Muttersprache als Deutsch haben Anlass, das Deutsche zu erwerben, wenn sie ihr Studium in Deutschland beginnen.
- Der zunehmend wichtige Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit wird erleichtert.
- Am wichtigsten ist vielleicht: Das Deutsche bleibt in allen Disziplinen als Wissenschaftssprache präsent. Jeder akademische Bürger verwendet es während einer entscheidenden Phase seiner wissenschaftlichen Sozialisation und kann sich in dieser Phase am Verhalten seiner akademischen Lehrer orientieren.

Und was würde die Maßnahme *nicht* bedeuten, welche Folgen würden *nicht* eintreten?

- Die Wissenschaft in Deutschland koppelt sich in keiner Weise vom internationalen Wissenschaftsbetrieb ab.
- Der Zugang von Graduierten und jungen Wissenschaftlern zu deutschen Hochschulen wird nicht erschwert.
- Der Druck zum Erwerb des Englischen als Wissenschaftssprache wird nicht verringert. Jedenfalls wird er dort nicht verringert, wo er zu Recht besteht.

Alle Erfahrung zeigt, dass ›die Wissenschaft‹ allenfalls dann Erfolg bei ›der Politik‹ hat, wenn sie sich einigermaßen einig ist und nicht unerfüllbare Forderungen stellt. Zur Einigkeit der Wissenschaft gehört, dass die Hochschulen sich mit den außeruniversitären Forschungseinrichtungen verständigen. Das sollte heute – nach der Exzellenzinitiative – eher möglich sein als noch vor wenigen Jahren. Unerfüllbar sind Forderungen schon dann, wenn nicht erkennbar ist, auf welchem Weg ihre Ziele anzustreben wären und welche Folgen sie hätten. Zu den Folgen gehören selbstverständlich auch entstehende Kosten. Der Vorschlag, die erste Studienphase in deutscher Sprache zu bestreiten, führt keinesfalls zu unerfüllbaren Forderungen in diesem Sinn.

Erhalt und Entwicklung des Deutschen als Wissenschaftssprache sind nicht in erster Linie Sache der Politik, sondern sie sind in erster Linie Sache der Wissenschaft. Wir wissen bei Weitem genug, um jedermann zu

erklären, warum sich Erhalt und Entwicklung lohnen. Und wenn wir uns über konkrete Maßnahmen verständigen, können wir jedermann erklären, welcher Weg zu beschreiten ist. Niemand weiß ja auch, wie sich die Wissenschaft auf unserem Globus mittel- und langfristig entwickeln wird. Möglicherweise brauchen wir das Deutsche als Wissenschaftssprache irgendwann einmal noch viel dringender als heute und sind dann froh, wenn wir es

haben. Schon jetzt stärken uns alle bis in die Spitzen der Wissenschaftsorganisation vorgedruckenen Forderungen nach sprachlicher Flexibilität, nach Entschleunigung und Nachhaltigkeit oder nach einem produktiven Verhältnis von Regionalismus und Internationalismus in dieser Hinsicht den Rücken. Wenn die Wissenschaft nicht langfristig denkt, wer dann?

Interdisziplinärer Eustress:
Der Nanowissenschaftler

